



JACK
THE
RIPPER

PETRA VON STRAKS

SYMPHONIE DES GRAUENS

ROMANTISCHER THRILLER

Inhaltsverzeichnis

[IMPRESSUM](#)

IMPRESSUM

Petra Strakeljahn
Lessingstr. 17
67317 Altleiningen

Covergestaltung: Michael Troy, MT-DESIGN

Bildnachweis:

© Razoomanet, www.shutterstock.com

© ArtOfPhotos, www.shutterstock.com

Independently published

© 2020 Petra Strakeljahn

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Petra von Straks

Jack the Ripper-

Symphonie des Grauens

Judge for yourselves what I am saying

Wenn der Wind aus östlicher Richtung weht, drängen die Toten bis in meine gute Stube.

Für die bin ich ein feiner Herr, weil ich eine Wohnung im Parterre eines roten Backsteinhauses am Ende einer Sackgasse bewohne.

Früher war der Dreck nur in bestimmten Straßen, aber mit den Jahren kam er immer näher. Der Schlamm in den Straßen, der einen an manchen Tagen bis zu den Knöcheln versinken lässt, kommt immer näher.

In diesem Schlamm ist alles.

Es sind nur wenige Monate her, da habe ich eine Puppe dort gefunden. Eine Puppe, deren Glieder so verdreht waren, weil die Pferdehufe und die Menschenstiefel sie hin und her getreten hatten.

Ich war neugierig geworden, als ich ein kleines Mädchen sah, das sich, vor Dreck starrend, der Puppe näherte, offensichtlich hoffnungsfroh, ein Spielzeug entdeckt zu haben.

Doch das Mädchen - ein rücksichtsvoller Mensch hatte ihren Schädel gegen die Läuse kahlgeschoren - betrachtete die Puppe und zog sich dann langsam, rückwärtsgehend, in den Eingang eines Hauses zurück.

Ich nahm ihren Platz ein, bückte mich ein wenig und dann sah ich die weit aufgerissenen, mit Schlamm bespritzten Pupillen. Es waren nicht die gläsernen eines Spielzeugs. Es waren die starren Pupillen eines Menschen!

Mein Magen hob sich und Schweiß brach in Strömen aus meiner Stirn. Ich taumelte. Mein Fuß stieß gegen etwas Festes. Im letzten Moment, selbst Gefahr laufend, in den

stinkenden Schlamm zu stürzen, konnte ich mich an den Steinen eines Hauses abstützen.

Im gleichen Moment schaukelte eine Karre an mir vorbei und sowohl Hufe, als auch Räder trampelten den Säugling so tief in die Jauche, dass nichts mehr von ihm zu sehen war, als der Wagen passiert hatte.

Und in diesem Moment wusste ich es! Ich wusste, dass diese Gegend, diese Stadt rettungslos verloren sind.

Der Abfall, durch den alle hier waten ist nichts anderes, als ein Abbild des menschlichen Abschaums, der abgestumpft, ausgehungert und brutal wie eine Horde Vieh alles niedermacht, was sich ihm in den Weg stellt.

Und von diesem Augenblick an, habe ich diese Welt mit anderen Augen gesehen. Gerade so, als habe der Allmächtige meine Augen genommen und jene des toten Säuglings gegeben.

Mein Abscheu wuchs mit jedem Tag. Mein Ekel vor den an jeder Ecke herumlungern Halsabschneidern. Das Würgen in meiner Kehle beim Anblick der verlausten Huren, die ihre abgenutzten Leiber jedem dahergelaufenen Lumpensammler gegen ein paar Farthings anboten. Jener Münze, deren Wert zu gering ist, als dass ein anständiger Engländer sie auch nur kennen würde.

Der Nebel ist dick und dreckig. Er klebt in der Nase, im Mund und in der Kehle. Er kriecht wie zähflüssiger Brei in die Lungen und wenn man hustet, so spuckt man eine graue Masse.

Der Londoner Nebel ist nicht der Nebel, den man auf dem Land kennt.

Dort ist der Nebel licht und weiß. Er schwebt über sattgrünen Feldern wie der Schleier einer jungfräulichen Braut und wenn die Sonne stark genug ist, oder der weiche Landregen fällt, löst er sich in süße Erinnerung auf.

Der Nebel in London dagegen ist ein wächsernes Leichentuch. Er ist immer da. In den besseren Vierteln putzen und wischen die Frauen tagein tagaus, um ihn von ihren Möbeln und aus ihren Kleidern zu kriegen. Aber wie soll das gehen, wenn er ohne Unterlass im Darm dieser Kloake aus menschlichem Abschaum Tag für Tag neu produziert wird?

Ich stehe an meinem Fenster.

Da draußen ... dort sind sie. Eine bösertige, dumpfe brütende Masse. Sie schiebt sich immer näher an mein Haus heran.

Wer es sich leisten konnte, ist lange schon verschwunden aus meiner Straße. Das rote Backsteinhaus steht leer, von meiner Wohnung abgesehen. Ich könnte auch die anderen Räume benutzen. Doch sie gehören mir nicht. Ich habe Anstand bewahrt!

Und mit jedem Tag, an dem ich zu meiner Arbeit gehe, kommt der Schlamm dieses vergifteten Uterus näher an meine Straße heran. Wenn ich das Fenster öffne, kann ich ihn riechen. Er will in meine Adern, in meine Organe kriechen. Aber ich widerstehe!!!

Ich wasche mich. Wieder und wieder. Meine Arme sind rot, die Armbeugen und Handflächen wund. Aber besser, als den Schmutz in sich aufzunehmen.

Meine Knie zittern, jetzt da ich hinausmuss, um mein Brot zu verdienen. Meine Hände greifen unsicher nach meiner

Tasche. Die Hand brennt, in der ich sie trage. Wie schwach doch mein Körper ist im Angesicht des Feindes. Aber mein Geist ist stark! Mein Wille nicht zu brechen!

Zwei Straßen weit kann ich gehen, ohne in den Schlamm zu treten. Vor ein paar Jahren wusste ich nicht einmal, dass er existiert und jetzt ist er schon bis auf zwei Straßen herangekommen ... Die erste Hure. Jetzt scheuen sie nicht mal mehr das trübe Licht des Tages. Die stickige Hitze macht aus dem Gestank, den sie verströmt, eine greifbare Masse. Mein Magen zieht sich zusammen bei ihrem Anblick. Wie sie mich aus zahnlosem Maul angriert ... Ihr filziges Haar nachlässig unter einen zerdrückten Strohhut gestopft.

Die abgerissen herunterhängenden billigen Stoffblumen widern mich an.

Sie hebt ihre Röcke und zeigt mir ungeniert ihre klebrige Scham. Ich starre sie an. Wie kann ich nur? Schnell den Blick geradeaus wenden.

„Na ... so ´n feiner Pinkel ...“ Das Dreckstück lispelt wie eine Trauerweide. „Haste dir heut Morgen einen runterholen müssen?“

Wie kann sie es wagen, auch nur ein Wort an mich zu richten? Zorn wallt in mir auf, wie die stickige Hitze des Tages.

„Wenn de ne feine Fotze brauchst, komm her!“

Ich drehe mich versehentlich im Gehen um und sehe, wie sie ihren entblößten Unterleib hin und her schwenkt.

Wenn ich mich nicht beherrsche, muss ich mich übergeben. Hier in den Schlamm, der schon meine Schuhe beschmutzt.

Ich muss ganz dicht an der Häuserzeile gehen, um nicht knöcheltief zu versinken. Sie hält es für Zustimmung. Kommt hinter mir her. Mein Atem geht flacher. Kommt nicht mehr bis in meine Lungen. Ich gehe schneller. Aber das Weib hat Blut geleckert.

Flüchte ich vor ihr? Denkt sie das? Es muss so aussehen. Mein Körper erstarrt, als ich ihre dreckige Klaue an meinem Arm spüre.

„Ich bin sauber ... zwei Guineas und du kannst mich ficken ...“

Ihr stinkender Atem ist unerträglich. Sie ist mir zu nahe. Viel zu nahe. Wenn ich sie abzuschütteln versuche, wirble ich den Gestank auf. Ich will mich beherrschen. Muss mich beherrschen. Stoßweise geht mein Atem jetzt. Mein Körper zittert wie im Fieber. Sie bemerkt es nicht. Ihre tränenden, leeren Augen starren mich an wie eine Totenkopffratze.

„Verschwinde!“ Mehr kann ich nicht sagen. Mehr gibt mein gepeinigter Körper nicht her.

„Sei doch nicht so, Süßer. N kleiner Fick am Morgen hat noch keinem geschadet ... Guut ... ich mach´ s dir auch für einen Guinea ...“

Aus! Mein freier Arm schnellert vor, packt das Dreckstück bei der Kehle und rammt sie gegen die Hauswand.

Sie reißt die Augen auf und hechelt. Ihre Kehle hüpfert panisch in meiner Faust. Ihr verrottendes, leeres Maul klafft offen und der stinkende Atem schlägt mir entgegen.

„Sprich nie denjenigen an, der deine Nemesis ist!“

Sie senkt den Kopf mir entgegen. Ungläubiges Staunen ... Sie vergisst die Gefahr, in der sie schwebt. Aber die Angst lauert noch hinter den glotzenden Augen.

Ich drücke ihre Kehle zu. Immer fester.

„Ey ... Mister ...“, röchelt sie.

„Sprich ... nicht ... mit ... mir!“, zische ich ihr zu und bemühe mich, dabei nicht durch die Nase zu atmen. Sie hat Angst. Bei Gott! Sie hat Angst! Das Zittern läuft durch ihren Körper. Es elektrisiert mich. Es ist, als beginne mein Verstand zu leuchten. Mein Gesicht entspannt sich und der Druck in meiner Faust nimmt zu. Ich kann es steuern! Ihre Arme wedeln.

„Willst du mich loswerden? Hm? Wolltest du nicht eben noch, dass ich dich ficke?“

Ein tiefes Gurgeln kommt aus ihrem Hals. Ihre Augäpfel treten aus ihren Höhlen. Stirbt sie jetzt? Sieht so der Tod aus?

„Fort! Unrein!, rief man ihnen zu. Fort! Berühret nicht! Da flohen sie und wankten zu den Heiden fort. Sie durften nicht bleiben.“

Ihre Pupillen verdrehen sich. Gleiten weg unter die aufgerissenen Lider.

Schlaff wird sie und ich bin versucht, ihren wegsackenden Körper zu stützen.

„Hey! ... Du da!“, schreit jemand mit schwerem Akzent.

Gilt der Ruf mir? Ein Kerl in abgerissenen Hosen stapft durch den Dreck auf mich zu. Seine zerbeulte Melone

schief auf dem Kopf. Ein Schlägertyp. Die Unterarme mit bläulich-schwarzen Tätowierungen überzogen.

„Lass die Lady los!“

Lady? Er redet von diesem Abfall?

Es ist sein Geruch, als er auf mich zukommt. Er stinkt genauso wie die Hure. Er ist mir über, wenn es zu einer Schlägerei kommt. Seine Fäuste sind gut für vier. Ich sehe seine verhornten Knöchel.

„Sie wollte mich betrügen, das Miststück!“, stoße ich hervor, errötend vor Scham, dass ich vor solch einem Kerl zu lügen gezwungen bin.

Ich lasse sie los und die Hure sackt in den Dreck. Ohne ein weiteres Wort lasse ich den Schläger stehen und gehe weiter. Nur ein paar Schritte. Er wird mich wohl nicht mehr beachten jetzt. Also sehe ich mich um.

Er steht da, hat sie – genau wie ich eben – an der Kehle gepackt und hält sie vor sich in die Luft.

„Du bescheisst nen Kunden, du Pissnelke?“ Und schon saust seine Faust herab. Mit dumpfem Knall trifft sie das Gesicht der Hure. Sie jammert mit blinden Augen und mein Herz hüpf.

Ach, wie sehne ich mich danach, jetzt stehen zu bleiben um zuzusehen, wie er ihr den Gar ausmacht.

„Nicht mein Gesicht...“, wimmert sie. Da kommt der nächste Hieb.

„Keinen interessiert deine Fresse, du dämliche Fotze!“

Leider kann ich nicht warten, um das Schauspiel zu genießen. Ich muss zur Arbeit. Es drängt mich nur, mich zu waschen dort. Schnellstens. Karbol und Kernseife. Doch welche Freude. Welche Glückseligkeit. Noch immer sehe ich ihre angstgeweiteten Augen vor mir und höre das Röcheln ihrer Kehle. Welch süße Symphonie!

Ich biege gemächlich um die nächste Ecke. Mein Gang ist leicht und mein Herz ... ach, mein liebes Herz. Wie ruhig es schlägt in meiner Brust.

Das Wasser, das über meine Hände fließt, als ich sie über der Waschschüssel reinige, ist sauber. Ich habe den Schmutz berührt und bin doch rein geblieben. Gott hat mir ein Zeichen gesandt!

You must not stop him

Lewinsky's Modes de Paris war ein kleiner Laden mit leicht trüben Fensterscheiben. In den Auslagen fanden sich all jene Modelle, die „nach etwas aussehen“, wie Mister Lewinsky es ausdrückte. Federn und Blumen türmten sich so, dass man darunter kaum noch den eigentlichen Hut zu entdecken vermochte.

Was im Laden verkauft wurde, war allerdings leidlich dezenter und auch wesentlich preiswerter. In den Regalen, die umrahmt waren von kunstvoll geschnitzten Säulen, standen Hüte und Hauben, meist in gedeckten Farben.

Elizabeth, die einzige Angestellte der „Modes de Paris“, reckte sich gerade in eines der oberen Regale und drehte eine Haube, die mit Bändern und einer einzelnen Feder besetzt war, ein wenig auf ihrem Ständer, damit die Sonne das Material gleichmäßig ausbleichte.

„Wenn wir die nicht bald verkaufen, Mister Lewinsky, müssen wir sie auseinandernehmen“, rief sie ein wenig atemlos über die Schulter.

Mr. Lewinsky betrachtete sie und strich dabei mit der Hand über seinen bereits recht dünnen Bart. Er atmete tief durch.

„Die Fürstin Andrejewna hätte diese Haube sofort für ihre Nichte gekauft.“

Er war vor Jahren aus Russland geflohen, wo er einen eleganten Hutsalon gehabt hatte. Allerdings bezweifelte Elizabeth den Wahrheitsgehalt seiner Berichte über Großfürstinnen und andere Adelige, die ihn frequentiert haben sollten.

Und sie bezweifelte ebenso, dass eine Fürstin eine solch ausgebleichte Haube ihrer Nichte aufs Haar gesetzt haben würde.

Mr. Lewinsky war der beste Chef, den man sich vorstellen konnte und deswegen tat Elizabeth ihm die Liebe und hörte seinen Geschichten aufmerksam zu, während sie sich mit einem Lappen an den Regalen zu schaffen machte.

„Wenn sie zu schlimm aussieht, mein Kind, dann bring sie mir ins Atelier und ich sehe, was ich aus der Feder und der Spitze noch machen kann ...“

Sein „Atelier“ war ein winziger, fensterloser Raum, der beherrscht wurde von Regalen, in denen Kisten mit Putz lagerten und dem Arbeitstisch von Mr. Lewinsky, wo er die Hutrohlinge dekorierte.

Es gab noch einen angrenzenden Raum, wo jene Maschinen standen, über denen er den Filz für die Hüte

zog.

Elizabeth kannte seine Zeichnungen von all jenen Kreationen, die er sich ausdachte, und doch nie anfertigen würde. Turmhohe Meisterwerke mit Vögeln, Blumen und Netzen, fein wie Spinnweben.

Leider gab es hier in der Gegend, kaum drei Straßen von Whitechapel entfernt, keinen Bedarf an solchen Kunstwerken. Davon abgesehen, dass der Laden nicht mal genug abwarf, um auch nur das Material einzukaufen, das hierzu notwendig gewesen wäre.

Elizabeth raffte ihren bauschigen Rock und die bodenlange Schürze und kam mit einem kleinen Sprung von dem Tritt, der sie an die oberen Regalböden geführt hatte.

Die kleine Glocke über der Ladentür hatte eine Kundin vermeldet und als sie ihre Schürze glattstrich, bemerkte sie, dass Mr. Lewinsky bereits wieder in sein Atelier verschwunden war. Sie war verärgert, denn eigentlich hatte sie gerade absperren und Feierabend machen wollen.

„Mit was kann ich dienen, Madam?“, fragte sie dennoch höflich und zuvorkommend, was ihr beinahe in der Kehle stecken blieb, als sie die eingetretene Frau näher betrachtete.

Die vor ihr Stehende trug offensichtlich mehrere Röcke übereinander. Und es brauchte keinen geübten Modistinnenblick, um zu erkennen, dass die dunkle Farbe der obersten Lage von einem Konglomerat an Flecken herrührte. Der linke Ärmel der für die heiße Witterung viel zu dicken Jacke der Frau war an der Schulter ausgerissen und ihre Haube sah aus, als würde ihre Trägerin des Nachts auf ihr schlafen.

Als sie nun zu reden ansetzte, wehte eine eindeutige Alkoholfahne in Elizabeth´ Richtung und sie hielt instinktiv die Luft an.

„Ich such ne neue Haube, Miss. Ihr Laden ist mir nämlich empfohlen worden!“

Ihr schwerer Londoner Akzent passte eindeutig zu ihrer abgerissenen Kleidung, wenn sie sich auch bemühte, diesen Eindruck abzumildern. Scheinbar suchend ging sie von Regal zu Regal.

„Nun ja ... in welche Richtung soll sie denn gehen?“

Das aufgedunsene Gesicht der Frau wandte sich Elizabeth zu.

„Also ... schön soll se halt sein.“

„Schön soll sie also sein ... An welchen Preis hatten Sie gedacht?“

Das Gesicht der Kundin versteinerte. Offensichtlich hatte sie die Petitesse der Tatsache vergessen, dass Läden im Allgemeinen eine Bezahlung für ihre Waren erwarteten.

„Hmmm ...“, machte die Frau und rieb ihr Kinn. „Nicht zu teuer, wenn´s beliebt.“

Elizabeth schmunzelte innerlich bei dem Ausdruck, wahrte aber den ernsthaften Gesichtsausdruck, den man von ihr erwartete.

„Jaaaa ... dann schauen wir mal ...“ Sie wusste genau, welche Hüte und Hauben billig waren. So griff sie zu einer von ihnen und hielt sie der Frau entgegen. Deren Augen öffneten sich weit.

„Oh ... das is aber ne feine Haube, Miss.“

Nach einem kurzen Zögern nahm die Frau ihre eigene ab, erwartungsvoll, dass die Verkäuferin ihr sofort die neue aufsetzen würde. Doch Elizabeth verharrte. Sie war sich sicher, dass diese Frau nicht wirklich saubere Haare hatte, doch noch ehe sie sich etwas ausdenken konnte, hatte diese die Haube bereits geschnappt und aufgesetzt. Dann suchte sie einen eleganten Spiegel vor dem sie sich drehte und wendete.

Mit zufriedenenem Blick betrachtete sie sich wohlwollend.

Da die Frau sich die Haube schwerlich würde leisten können, dachte Elizabeth ungehalten daran, dass sie länger würde bleiben müssen, um das gute Stück wieder zu reinigen.

„Gefällt sie Ihnen?“, fragte Elizabeth freundlich.

Und da traf sie ein Blick, den sie kannte. Kurz. Scharf. Doch sie war nicht schnell genug. Sie kam gerade noch dazu, die Arme auszustrecken, da hatte die Frau bereits die Ladentür aufgerissen und war auf und davon.

Elizabeth begann aus vollem Herzen zu schimpfen.

„Was ist denn passiert?“

Mr. Lewinsky blickte interessiert in den Laden.

„Ach ... es tut mir leid ... dieses ... Miststück ... Sie hat die Haube gestohlen!“

In jedem anderen Laden wäre sie nun hinausgeworfen worden. Sie hatte Schuld daran, dass gestohlen worden war und die Diebin entkommen konnte.

Der alte Mann aber senkte nur den Kopf. Eine tiefe Traurigkeit lag mit einem Mal über seiner Person und es zog Elizabeth das Herz zusammen, zu wissen, dass er einen solchen Verlust kaum verkraften konnte, so schlecht wie der Laden lief.

„Nun ... mach dir keine Gedanken, mein Kind. Vielleicht tut die Haube ja noch einen guten Zweck, von dem wir beide keine Ahnung haben.“

Er warf den Blick auf das zurückgelassene Etwas vom Kopf der Diebin.

„Und das da verbrennst du besser!“

Elizabeth nickte, ergriff die Haube mit den Fingerspitzen und trug sie zum Kamin, wo sie kurz darauf von den Flammen in Asche verwandelt wurde.

Crowned with thorns

Die elegante Wohnung wirkte überladen. Riesige Schränke und Anrichten dominierten den Raum und wo sich ein freies Plätzchen fand, standen in schwerem Silber gerahmte Bilder und Figuren aus Meisner Porzellan.

Der Tisch in der Mitte des Raumes, aus schwerem Eichenholz gefertigt, war Träger für eine aus mehreren Schalen bestehende, wuchtige Etageren. Hier präsentierten sich Pfirsiche, Weintrauben, Kirschen und andere Früchte als dekoratives Stilleben.

Wohl niemand wäre auf die Idee gekommen, von ihnen zu essen. Weder der gutaussehende Mann mit dem kurz geschnittenen, dunkelblonden Haar, noch die junge Frau, die mit einer Stickarbeit in der Hand sehr gerade auf einem

Sofa saß und in gleichmäßigen Bewegungen die Nadel durch das Tuch führte.

Ihr blondes Haar war kunstvoll aufgesteckt, wenn auch ein einzelner, an ihrem Hals entlangfließender offener Zopf zeigte, dass sie eine noch unverheiratete Frau war.

Ihr Kleid nach der neuesten Mode ließ sie in eng geschnürtem Korsett sehr steif sitzen, während sich der Stoff ihrer Turnüre an ihrer Seite bauschte.

„Wie war der Ball bei Marmaduke?“ Harris schien nicht wirklich an einer Antwort interessiert. Seine Blicke wanderten aus dem Fenster hinaus in den stickigen Augusttag. Die Fenster waren wie fast immer fest verschlossen gegen den Ruß, der von draußen hereindrang und die Dienstboten beinahe Tag und Nacht mit Putzen beschäftigte.

Die schweren samtene Übergardinen verstärkten noch die drückende Atmosphäre und Harris dachte mit einer gewissen Sehnsucht an die reine, klare Luft in Derbyshire, wo das Anwesen seiner Familie lag.

Adelaide griff nach ihrem Fächer. Er ließ die kleinen blonden Löckchen über ihrer Stirn hüpfen.

„Wenn es nur endlich ein Gewitter geben wollte, mein Liebster. Damit diese fürchterliche Schwüle endet ...“ Das Zufächern hatte nichts gebracht und so griff sie wieder zu ihrer Handarbeit.

„Oh ... der Ball ... ja - der war wundervoll. Stell dir vor ... Tommy Wolstenbury hat eine ganz ungeheuerliche Summe für ein Rennpferd ausgegeben. Er meinte, wie müssten unbedingt nach Goodwood kommen und auf das Tier setzen.“

Ihr Gesicht hatte zu leuchten begonnen bei dem Gedanken an eines der elegantesten Rennereignisse der Season.

„Er hat uns inständig gebeten dann in seine Loge zu kommen.“

Harris Gesicht verdunkelte sich.

„Goodwood? Es tut mir Leid. Ich habe dann Dienst.“ Seine kräftigen Brauen zogen sich zusammen und er schien etwas in der Ferne zu mustern.

Ada warf ihre Stickarbeit mit Schwung auf den Schoss.

„Ach, nein! John! Das kannst du mir nicht antun. Goodwood ... in Marmadukes Loge! Du weißt, dass es mir unmöglich ist, als unverheiratete Frau alleine zum Rennen zu gehen.“

Wie schafften Frauen es nur, in einen einzigen Satz gleich mehrere Problemfelder zu integrieren ...

Er wandte seinen Blick von der Straße ab, auf der die Kutschen in dichten Abständen über das Pflaster polterten.

„Es tut mir Leid, Liebes. Ich möchte dir den Spaß wirklich nicht verderben. Aber ich habe Dienst.“

„Immer hast du Dienst.“ Sie bemühte sich gar nicht, Zorn und Enttäuschung zu verbergen. Und Harris sah bereits an ihrer Haltung, dass jetzt gleich noch viel mehr zur Sprache kommen würde.

Die Anstandsdame, eine verwitwete entfernte Tante Adas, hob kurz ihren Kopf und döste sogleich wieder ein. In einem Sessel sitzend, wirkte sie wie eines der düsteren Möbelstücke des Salons.

„Wieso bist du eigentlich bei der Polizei? John! Du bist der Sohn eines Earls und hast es wohl kaum nötig, Spitzbuben in diesen ganzen fürchterlichen Gegenden zu jagen.“

Harris atmete tief durch. Ada war noch attraktiver, wenn sie wütend wurde. Die zarten Flügel ihres Näschens bebten dann und das Rot ihrer Wangen schien jenes ihres Schmollmunds aufzunehmen.

Es gab keinen Zweifel: Adelaide Warrington war einer der bezauberndsten Frauen der Gesellschaft und er hatte gar nicht anders gekonnt, als sich in sie zu verlieben.

Nur leider ging ihre Schönheit auch mit einem sehr wechselhaften Temperament einher. Zu Beginn ihrer Beziehung hatte er dieses noch zu übersehen vermocht, doch inzwischen begann er sich zu fragen ...

„Meine Liebe ... ich bin der dritte Sohn eines Earls. Und wie du natürlich weißt, verfüge ich deswegen weder über den Titel, noch die Ländereien und Einkünfte des Erstgeborenen. All das hat mein Bruder Montague geerbt.“

Ada sprang auf und machte eine heftige Drehung, wobei ihr schweres Kleid aufrauschte.

„Ach, John ... Immer tust du so, als würdest du am Hungertuch nagen. Himmel! Als wären tausend Pfund Sterling im Monat nichts. Dazu ein elegantes Haus in Belgravia. Manchmal habe ich dich im Verdacht, dass dir das Räuber und Gendarmspielen Spaß macht, weil es dich von mir wegbringt.“

Ehrlich Empörung wallte in Harris auf.

Mit wenigen Schritten war er bei ihr und schloss sie in seine Arme.

„Wie kannst du das sagen, mein Schatz? Aber ich spiele nicht Räuber und Gendarm. Und ich jage auch keine Spitzbuben. Scotland Yard ...“, gerade wollte er zu einem Vortrag über die Bedeutung der Kriminalpolizei für Sicherheit und Ordnung im Herzen des Empire ansetzen, da machte Ada sich von ihm los und wandte sich einem kleinen Tisch mit Fotografien zu, die sie hin und her zu schieben begann.

„Und deswegen hast du auch keine Zeit zum Heiraten!“

Es war die Bombe, mit der er insgeheim gerechnet hatte. Das immer wiederkehrende Thema all ihrer Auseinandersetzungen.

Der Dienst und die Hochzeit.

„Liebes ... spürst du nicht, wie das all unsere Gespräche vergiftet? Du weißt, wie ich mich danach sehne, dich endlich zu meiner Gemahlin zu machen, aber ...“

„Jaaa ... aber ... immer ein Aber ... Alles tuschelt über uns. Über mich! Die ewige Verlobte. Es kann doch nicht so schwer sein, mal ein paar Tage frei zu bekommen ...“

„Ja, ich weiß. Ich bemühe mich ja auch. Wirklich ... aber es gibt zurzeit so viele ...“

Seine eigene Hilflosigkeit beschämte ihn.

Ada gehörte zu jenen Frauen, die nur dazu geboren und erzogen wurden, eine gute Partie zu machen. Und der dritte Sohn eines Earls war in dieser Beziehung schon hart an der Grenze. Aber dennoch hatte Ada sich damals ihren Eltern gegenüber durchgesetzt. Noch immer hörte er, wie sie seine Hingabe an den Dienst und seine Pflichterfüllung

gepriesen hatte und sämtliche Einwände ihrer Eltern vom Tisch gefegt.

Und wie übel hatte er es ihr gedankt ...

Über ein Jahr war es her. Über ein Jahr ... Aber er fürchtete sich. Er, der erfolgreiche Inspector John Harris fürchtete sich.

Und er konnte nicht einmal sagen, vor was. Seine Freunde würden ihm auf den Rücken klopfen und feixen. Aber es war ernster. Viel ernster.

Ada hatte ein Recht auf die Hochzeit. Er hatte ihr offiziell das Eheversprechen gegeben und er würde es halten. Sobald der Dienst ihm die Zeit dafür ließ.

„Es tut mir leid, Liebes ... Ich muss jetzt gehen.“ Harris warf einen langen Blick auf die hohe Standuhr, die eher einem Sarg ähnelte, denn einem Zeitmesser.

Sie senkte den Kopf und ließ sich dann auf der Couch nieder. Demonstrativ griff sie nach ihrem Stickzeug und zog so energisch den Faden durch den Stoff, dass die feine Seide zu zerreißen drohte.

Mit halb angewandtem Gesicht hielt sie ihm die Wange entgegen und empfing seinen sanften Kuss. Ihre Haut duftete nach Veilchen und die feinen Härchen unterhalb ihrer Schläfe ähnelten der Haut eines Pfirsichs.

Sie war wirklich eine Schönheit.

In truth this man was a son of God

Das Gefühl hat mich getragen wie auf den Schwingen eines Adlers. Ich habe mich gleichsam erhoben über all den

Schmutz, über all das Grauen und bin nur noch aus der Ferne sichtbar.

Was für ein Tag nach meinem kleinen Erlebnis. Welche Befreiung!

Und doch ... als ich am späten Abend nach Hause komme, ist kaum noch etwas geblieben von meiner Zufriedenheit, es dem Miststück gezeigt zu haben. Immer mehr bedrängt mich die Frage, wie ich es diesem Schläger habe überlassen können, ihr eine Lektion zu erteilen, die sie nie mehr vergessen würde.

In meinen Gedanken wird seine Faust zu meiner, die ihr Gesicht zerschmettert. Seine Worte werden die meinen.

Doch die Befriedigung, die mir diese Gedanken zunächst verschaffen, hält nicht an. Sie wird verwässert, durchsetzt mit Unzufriedenheit. Eine Hure ist bestraft worden. Ein paar Schläge. Stand sie nicht mit Sicherheit kurze Zeit später an irgendeiner anderen Ecke und lockte mit blutigem, zerschlagenem Gesicht ihre Kundschaft an? Und wenn die nächsten dreckigen Kerle sie nur von hinten benutzten, um ihre zu Brei geschlagene Visage nicht sehen zu müssen - was nutzt es?

Ich habe ein frisches, sauberes, weißes Tischtuch aufgelegt. Der Tisch ist leer, von meinem Teller und dem Besteck abgesehen. Es ist eine Ordnung, die mir eine gewisse Ruhe verschafft.

Meine Suppe, in der nur wenige Fleischstücke schwimmen, betrachtend kann ich mich nicht zum Essen überwinden.

Dabei ist es nicht der Ekel in der Erinnerung an das Stück Dreck, das es gewagt hat, mich anzusprechen, mich anzufassen ...

Es ist alleine die Tatsache, dass ich auf meinem Weg in die Arbeit zahllose solche Weiber gesehen habe.

Und wie ich auch geradeaus geschaut habe, wie ich auch meine Ohren zu verschließen gesucht habe – ihre Stimmen, ihre Körper ... sie sind überall gewesen. Wie Ratten sind sie aus ihren Kloaken gekrochen gekommen. Haben ihre verrotteten Klauen nach mir ausgestreckt.

Wie lange ertrage ich diesen Weg nun schon, vorbei an all den Krankheiten tragenden menschlichen Abfallhaufen?

Ihre faltigen Brüste, die sie mir entgegen recken, ihre verfilzten Dreiecke, die sie mir schamlos darbieten, ohne auch nur einen Gedanken darauf zu verschwenden, wem sie ihre Dienste offerieren. Sehen sie denn nicht, dass ich keiner von ihnen bin? Dass ich höher stehe als sie alle?

Ich nehme den Löffel und lege ihn auf den Rand des Tellers.

Wenn ich nur essen könnte ... Aber es gibt so viele von ihnen. So unendlich viele. Sie scheinen sich zu vermehren in einer Art und Weise, wie kein Wesen in der Tierwelt es je vermögen würde.

Es verdirbt mir den Appetit, wenn ich jetzt daran denke, mit welcher Geschwindigkeit sie sich meiner Straße nähern ... Wann werde ich die erste dort unten vor meinem Fenster entdecken? Sie wird hochbrüllen. Bei Tag und Nacht. Ihre obszönen Aufforderungen werden mich nicht mehr schlafen lassen.

Verdammte Huren!

Das Klirren des Löffels schreckt mich auf. Der Teller ist zerbrochen. Suppe und Fleisch haben sich über die

Tischdecke ergossen.

Da ist sie. Die Wut. Mein bester Teller. Eine frische Tischdecke. Alles verdorben wegen diesem Geschmeiß!

Mir wird heiß und meine Hände beben, als ich versuche, zu retten, was zu retten ist.

Wie klein und armselig ich doch bin. Es breitet sich in mir aus. Was werde ich erst tun, wenn die Huren vor meiner Tür kauern. Dreckige Männer unter meinem Fenster befriedigen ...

Muss ich wehrlos zusehen? Tatenlos? Muss ich das?

Mein Atem geht viel zu schnell. Beruhige dich, mein Freund!

Ich raffe Tellerreste und Tischtuch zusammen und werfe sie in den Ascheimer. Dafür werden sie zahlen.

Es dehnt meinen Körper von innen. Weitet ihn bis an seine Grenzen aus. Alles scheint sich um mich zu drehen. Ich muss dem ein Ende machen.

Wenn auch sonst keiner die drohende Gefahr bemerkt - ich bemerke sie und ich werde einschreiten!

Der Druck in mir ist kaum zu ertragen. Ich höre meinen eigenen Atem. Draußen ist es dunkel. Der Nebel stiehlt die Sicht und der Gestank der Kloake kommt immer näher.

Bei Gott! Ich darf keine Zeit mehr verschwenden, jetzt da ich meine Aufgabe erkannt habe!

Herr vergib mir, denn ich habe schon zu lange gesäumt!

Meine Gedanken drehen sich nur noch um meine Tat. Ich will solch ein Dreckstück verrecken sehen! Wie ein Schwein soll sie krepieren.

Was ich an Messern finden kann, lege ich in meine Tasche. Scharf geschliffen sind sie.

Aber was, wenn das Schwein zu quieken beginnt?

Ich muss sie vorher betäuben ... Aber ich habe nichts! Ich bin schlecht vorbereitet! Hätte ich nicht am Morgen schon eines der Fläschchen einpacken können, das die Ärzte vor Operationen benutzen? Wie habe ich nur so töricht sein können?

Aber es muss mir jetzt egal sein. Dann muss es eben ohne das Mittel gehen ... Nur wie?

Gott wird mir helfen!

Ich bin mir sicher, er wird mir zur rechten Zeit zur Seite stehen!

Der Nebel kratzt in meiner Kehle aber ich bezwinde den Husten. Meine Schritte hallen laut in der leeren Straße.

Müsste ich nicht müde sein nach solch einem Tag? Aber ich bin es nicht. Frisch und erholt fühle ich mich.

Mag meine Aufgabe auch eine schwere sein - ich werde sie meistern!

Jeder kann schon an meiner Haltung sehen, dass ich Großes zu tun mich aufgemacht habe.

Ich lasse meine stille Straße hinter mir. Dort ist das Haus, wo am Morgen die Hure stand. Als ich einen dunklen Fleck

auszumachen glaube (was schwer ist bei all dem Dreck),
wallt es in mir auf.

Wie konnte ich nur den Fehler machen und das Dreckstück
am Leben lassen? Nein! Nein! Ungeduldiger Freund. Doch
die mäßigende Stimme in meinem Innern kann mich nicht
besänftigen.

Ich hätte sie fertigmachen müssen.

Der Lärm dringt immer stärker in meine Ohren. Mit
zügigen Schritten nähere ich mich dem Kern der Kloake.

Noch eine Häuserecke und ich befinde mich mitten im
Gewühl. Der Gestank ist so überwältigend, dass ich
versucht bin, ein Taschentuch vor mein Gesicht zu drücken.
Mein Magen hebt sich. Das Geschmier ist um mich herum,
wie eine dreckige, stinkende Woge. Diese Stimmen ... das
unverständliche Kauderwelsch ... Lumpen, die sich in
Hauseingängen herumdrücken.

Ich springe zur Seite, als neben mir eine Tür aufgeht und
jemand seinen Nachttopf direkt vors Haus schüttet.

Ein Teil trifft eine alte Frau, die gleich einem lebenden
Lumpenbündel an eine Laterne kauert. Dabei kann man
nicht einmal genau sagen, ob sie noch lebt. Nicht mal Kot
und Urin bewegen sie zu einer Reaktion.

Jetzt ist der Schlamm überall. Ich sehe kaum noch meine
Füße. Dränge mich durch die Herumstehenden. Sie
berühren mich und ich kann mich kaum noch beherrschen.

Was verlangt Gott mir ab, dass ich mich hier bewegen
muss?

Bettelnde Hände recken sich mir entgegen und versuchen, als ich sie ignoriere, in meine Taschen zu greifen.

Abhacken will ich sie. Allesamt. Seien es Kinder,- oder Erwachsenenhande.

Mein Magen hebt sich konvulsivisch. Erschrocken frage ich mich, wie lange ich noch durchhalten werde.

Wie unterscheide ich hier Huren von anderen Frauen? Gar nicht! Sie sind alle gleich!

Eine hebt einen Säugling an ihrer entblößten Brust, während sich ein Kerl gegen sie drückt.

Seine Bewegungen sind eindeutig. Ein schnelles, gleichmäßiges Stoßen gegen die Frau. Welche Blasphemie!

Mitten auf der Straße, mitten in dem Gewühl von schreienden, gestikulierenden Menschen. Herrgott ... ich muss jetzt eine auswählen.

Irgendeine. Oder ob Gott mir ein Zeichen gibt? Einen Hinweis?

Ich zwinge mich, den Weibern in die Gesichter zu sehen. Aufgedunsen. Ausgemergelt. Ausgeschlagene, verrottete Zähne. Geplatzte Lippen.

Überall scheint es zu husten und Schleim zu speien. Unmöglich zu verhindern, dass etwas von diesem Aussatz mich berührt.

Oh Gott! Ich ertrage es nicht!

Wenn ich nur die Augen schließen könnte ... Wie kann er nur zulassen, dass solche Kreaturen existieren? Wie?

Plötzlich erhellen Blitze den Himmel, zerreißen den stickigen Schleier. Beinahe gleichzeitiger Donner. Ich erstarre. Als die schweren Tropfen zu fallen beginnen, ziehen sie sich Tücher über die Köpfe und Jacken. Was wollen sie schützen?

Es ist lachhaft. Ich bleibe stehen. Der Regen durchtränkt meine Jacke. Als ich ihn auf der Haut spüre, ist es wunderbar.

Der Horizont beginnt zu brennen! Rote Flammen erheben sich! Und mögen es andere auch lediglich für Brände in den Docks halten ... Narren! Ich weiß: Es ist ein Zeichen Gottes!

Blitze und Donner erheben mich zu den Sternen. Erleuchten die Nacht in meiner Seele!

Und dann sehe ich sie.

Bestrahlt vom Licht der zuckenden Blitze. Sie!

Mein Herz jubelt. Gott hat sie mir gezeigt!

So schnell die überfüllte Straße es zulässt, eile ich in ihre Richtung. Neben mir schreit jemand auf und geht zu Boden.

Niemand nimmt von mir Notiz. Niemand!

Sie reicht mir gerade bis zur Schulter, als ich vor ihr stehe. Was für eine Haube sie trägt. Wie kann sich so ein abgerissenes Weib eine solche Haube leisten? Die ist gestohlen. Daran kann es keinen Zweifel geben ...

„Wie viel?“

Sie grinst mich aus zahnlosem Mund an. Da sind schon graue Haare in den dicken braunen Wellen, die sie nachlässig hochgesteckt hat.

„Fünf Pence. Aber da is nix extra bei, Mister.“

Würgen steigt in meiner Kehle hoch. Man muss sicher verhandeln mit diesen Weibern. Verhandeln ...

„Das ist zu viel.“ Mehr bringe ich nicht raus. Sie ist besoffen. Stinkt nach billigem Fusel. Ihre ganze Person starrt vor Dreck und der Gestank wird durch den unablässig fallenden Regen noch verstärkt. Es ist zu viel ...

„Oh Mann ... Mister ... Ich brauch das Geld ... Kann sonst heut Nacht nirgends pennen ...“

Soll ich Mitleid mit solchem Abschaum haben?

„Drei Pence ... aber unter drei mach ich´s nicht ...“

Ich nicke. Niemand kann mir zumuten mehr zu reden, als unbedingt nötig.

Nicht mehr lange ... nicht mehr lange.

„Ja. Schon gut. Aber nicht hier ...“

Sie ist schon losgelaufen und sieht sich jetzt zu mir um.

„Nee, nee, Mister. Ich weiß n gutes Plätzchen. Ruhig isses da.“

Sie führt mich in eine Seitengasse. Plötzlich durchfährt mich der Schock. Was wenn sie nur der Lockvogel für eine Bande ist? Diesen dreckigen Huren kann man alles zutrauen.

Sie wird mich kennenlernen!

Die Straße ist wirklich ruhig. Zu ruhig. Alle meine Sinne sind geschärft. Der Regen prasselt auf den schlammigen Boden.

Ich glaube die Essex- Werft im Dunkel zu erkennen. Eine einzige Laterne für diese ganze gottverdammte Straße. Aber ruhig, nur ruhig. Das ist doch gut so. Ja, eine ruhige Gegend. Eine kleine Fabrik, ein Lagerhaus. Kein Licht in keinem Fenster. Sehr gut.

„Ich weiß, warum sie mich angesprochen hamm!“

Woher weiß sie es? Hat Gott auch ihr ein Zeichen gesandt? Nein – Gott schickt solchem Dreck kein Zeichen! Ich kann die Unruhe kaum noch in Schach halten.

„Sie brauchen nicht nervös sein, Mister. Es liegt an meiner Haube!“ Sie deutet nach oben. Etwas Dunkles, Undefinierbares.

„Die ist neu ... ich hab vorhin grad nem Bekannten gesagt, dass die mir Glück bringen wird! Dann krieg ich mein Bett für die Nacht!“

Ich will das Grinsen aus ihrem Gesicht reißen. Was interessiert mich ihr dummes Geschwätz.

Herrgott – sie soll endlich das Schwatzen aufhören.

Es muss doch mal Schluss sein.

„Im Stehen, Mister?“

„Von hinten.“ Ich halte es nicht mehr aus. Als sie mir den Rücken zudreht und die Röcke hebt, bücke ich mich schnell